

der Bühne sonst immer unmöglich schien: die gefühlvolle Blüte der Seele, Ironie gegen sich selbst, den komischen Jammer ... *Die Zeit*, wie er leeren, flachen Worten Sinn und Tiefe gibt, Nichtiges belebt und mit Späßen bis an tragische Wirkungen kommt, das kann man nicht schilfern. Er darf hier, mitten in einer banalen, albernen Regie und ohne einen gleichen Partner, endlich wieder den ganz großen Künstler bewähren, der in der wienerischen Aeußerung der menschlichen Dinge unübertrefflich ist. Die Musik hat Herr Dellinger dazu geschrieben, der Componist des Don Casar. Die Kenner sagen, daß sie nicht viel heißt, und die Laien bedauern, daß man sie gleich wieder vergißt. Sie murmelt so still wie ein sanfter Bach in der Ebene dahin und man merkt sie überhaupt erst, wenn sie schweigt.

Wenn ein Vaudeville wirken soll, muß es wilde Laune und zugleich eine mathematische Strenge, bei Alturen von Betrunktheit doch den festen Schritt einer Rechnung, im Unvernünftigen Logik haben. Es zieht dann Champagner in Paragraphe ab. Das ist sein Reiz. Die Deutschen bringen es höchstens in einer guten Stunde einmal zur Laune, die aber nur so herumhoppst und, weil sie ohne Ordnung und Regel bleibt, nicht zwingen kann. Die Franzosen kommen leicht in die Gefahr, wenn die Laune fehlt, es ungeduldig mit der bloßen Mathematik allein zu versuchen. Sie machen dann Stücke wie diesen „Maskenball“, von Alexandre Bisson und Albert Carré, den neulich das Theater in der Josefstadt gab, für den Kenner sehr instructiv, weil er da die Rippen zählen kann, aber der Menge gleich verdächtig, daß irgend etwas nicht ganz richtig ist. Doch können da die Schauspieler sehr helfen. Ihre Sache ist es dann, aus Eigenem zu geben, was dem Autor fehlt, und in seine Paragraphe ihren Champagner zu thun. Aber das trafen hier nur Herr Maran und ein kleines Fräulein Werner, das in eine Episode die größte Munterkeit brachte. Die anderen waren so dürr, so nüchtern, so arithmetisch, wie das Stück. H. B.

Wien ist eine alte Stadt des Theaters und der Musik. Es hat einige Jahre gegeben, in denen man das zu vergessen begann. Aber nun ist aller Zweifel wieder gründlich geheilt: seit dem Herbst des vorigen Jahres besteht die „Theater- und Musik-Gesellschaft“. Jene bekannten feinfühligsten Schichten unserer Bevölkerung, die gut Costüms arrangieren oder doch dazu Zeit und Grad genug haben, sind hier zu einem künstlerischen Gönnerunternehmen vereinigt. Und in der That entspricht der Erfolg voll und den hohen Intentionen, die bei der Grünung gewaltet haben. Man fieng der Pantomime wegen oder vielleicht aus Berechnung „modern“ an, that im Beginn furchtbar ernst und arrangierte einen langweiligen literarischen Abend, an dem Herr Conrad aus München und die „Weber“ aus Schlesien gastierten. Dann gab es für die jungen Mädchen zwei oder drei Tanzunterhaltungen, die wahrscheinlich auch zum Ausschwunge der modernen Musik beizutragen bestimmt waren. Endlich aber, zur Belohnung des selbstlosen Comité's offenbar, das sich so lange von der Presse todtzuschweigen ließ, kam gestern Herr Lindau aus Dresden in den Verein. Nun konnte man doch auf die Zeitungen und auch einige zahlende Lacher sicher rechnen. Herr Lindau erzählte Anekdoten und ein paar schnobderige Witze; dann ließ er seine „Genus von Milo“ in den Saal donnern, daß ihr nur so die Arme brachen, — ein geistreicher archaologischer Zug des Interpreten. Auch das Stück selbst hat an seinen Nuancen keinen Mangel. Der reiche Bildhauer Agathon ist ein „Realist“, und wenn er sich zum Schluß als Schurke empuppt, so ist natürlich der „Realismus“ manifest; Praxiteles aber, der arme Sklave, dem Apollonide seine Größe weisagt, ist zweifellos ein leidhaftes Argument für den „Idealismus“. Der Beifall war bedeutend, und Herr Lindau erhielt Gelegenheit, seinen Freund Commenthal, mit einem siegreichen Blick in das stillere Publicum, an das gut „idealistische“ Herz zu drücken. Das Comité der Theater- und Musik-Gesellschaft konnte sich im Abgange dieses Triumphes sonnen und der literarische Ruhm Wiens ist durch den Lindau-Abend für einige Zeit wieder gerettet.

— Man schreibt uns aus Berlin: Das Deutsche Theater brachte uns gestern eine Seltenheit: einen ernsthaften Schwank. Ich meine natürlich literarisch ernsthaft, sonst wäre es ja keine Seltenheit. Das Stück heißt: „Der Mann im Schatten“, sein Verfasser Carolus Keuling. Die Hauptfigur ist aber trotz des Titels eigentlich der Mann in der Sonne, Herr Merkel, ein reich werdender Maurermeister. Der Mann im Schatten, sein Privatsecretär Dr. Bergmann, ist für das Stück nur insofern wichtig, als er mit einem grotesk komischen Experiment sein Raisonnement, daß den Leuten in der Sonne alles glücken muß, auf die Probe stellt. Das geschieht so: Merkel ist durch den steigenden Wert seines erheirateten Grundbesitzes ein reicher Mann geworden, er will aber auch ein bekannter Mann werden. Dazu soll ihm seine Thätigkeit in allerlei Vereinen verhelfen. Er ist zwar ein hoher Kerl, der nicht zu sagen weiß, aber er hat Stimme und Gederbe, und außerdem das Geld, um sich die Reden, die er braucht, von seinem Privatsecretär machen zu lassen. Eines Tages wirft er diese Stütze des Hausferrn hinaus, als ihm hinterbracht wird, der Hungerleider erhebe die Augen zu seinem Töchterlein. Desselbigen Tages wird er aufgefordert und übernimmt es, bei einer Festlichkeit in seinem Verein, in Gegenwart der Spitzen der Behörden, in einer Rede die socialdemokratische Partei innerhalb dieses Vereines zu zerschmettern. Er versucht, selbst diese Rede zu machen, Tiefgetränkte widersteht dem Flehen der Tochter, leichter noch dem Flehen des Vaters. Schließlich aber kommt ihm in einem Anfall von Galgenhumor der Gedanke des erwähnten Experiments. Er wird in der letzten Minute dem Redner das Manuscript einer socialistischen Rede untergeschoben, um zu

sehen, ob dem Mann ... Er ... *Die Zeit* gar aus diesem Unerhörten ein Bild entsteht. Und richtig — es wird so. Zwar kommt es zu einem furchtbaren Scandal und der arme Merkel hat eine böse Nacht voller Angst und Sorgen zu überleben. Aber — er ist in dieser Nacht ein berühmter Mann geworden. Und da den Viebern keine Ueberzeugung drückt und es ihm gleich ist, in welcher Eigenschaft er sein Ziel erreicht, so nimmt er die Candidatur für den Reichstag, die ihm die Socialdemokraten antragen, an. So ist ihm der schlimmste Streich zum größten Heil geworden. Das Stück hat viele Mängel, beinahe alle, die ein dramatisches Erstlingswerk zu haben pflegt. Die Exposition ist nicht knapp und nicht klar genug, die Nebenpersonen sind zu zahlreich und zu breit behandelt, die ganze Föhrung mit den lose aneinandergeworfenen Scenen ist mehr episch. Aber es ist viel gut Ersehntes, manches sein Erlauschte darin, und vor allem frische Laune. Die letzten beiden Acte — eine Seitenheit bei deutschen Stücken — sind die stärksten. Besonders der letzte Act mit dem jähem Umfall des Sonnenmannes und der vom Schattenmann soufflirten Anekdote vom Fenster aus, in dem überwältigender Komik. Die Aufnahme war mehr als glänzend, sie war freudig, und das will bei unsrem blasierten Fremdenpublicum etwas bedeuten. Die Darstellung trug viel zu dem Erlolge bei. Herr Keuling schien ein Mann in der Sonne zu sein. Denn sogar der sonst oft gefährliche Umstand, daß der Darsteller des Merkel, Herr Müller, stark übertrieb, schlug für ihn zum Guten aus. F. St.

Sücher.

Karl von Mangoldt: Die sociale Frage und die oberen Classen. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1895.

Dieser zur Feier des Stiftungsfestes der Socialwissenschaftlichen Studenten-Vereinigung zu Berlin gehaltenen Vortrag enthält einen berechneten Appell an die oberen Classen, sich der Pflichten ihres Besitzes zu erinnern. Mithin eintommensstatistischer Daten wird die ungeheuerliche Einkommensvertheilung unserer Tage dargelegt, der zufolge in Sachsen und in Preußen auf 6,5% aller Einkommensempfänger das obere Drittel, auf 27,5%, das mittlere und auf 66% das untere Drittel sämmtlicher Einkommen entfällt, und welche Anomalie als Wirkung und zugleich wieder als Ursache der Ausbeutung anzusehen ist. Die Vertreter der Intelligenz hätten eine Vermittlerrolle im gegenwärtigen Classenkampfe zu übernehmen. Nicht in der Pflege revolutionärer Propaganda, sondern in der Gewinnung der eigenen Classe, in der Brechung ihres Widerstandes von innen heraus liege die Aufgabe, zu deren Lösung ein hohes Maß politischer Freiheit unentbehrlich sei. — t. t.

Dr. Hans Müller: 1. „Die Leistungen des schweizerischen Arbeitersecretariates.“ — 2. „Wie der schweizerische Arbeitersecretär sich rechtfertigt.“ Ein zweiter Beitrag zur Kenntnis seiner Leistungen. Basel, Verlag von Dr. E. Müller 1894.

Seit dem Jahre 1887 besteht in der Schweiz ein Arbeitersecretariat, ein Arbeitsamt, das halb privaten, halb öffentlichen Charakter hat, indem es einerseits der großen Organisation der Schweizer Arbeiter, dem Arbeiterbund, untersteht, anderseits aus eidgenössischen Mitteln eine jährliche Subvention von 20.000 Fr. erhält und dafür auch dem Bundesrathe zu bestimmter Thätigkeit verpflichtet ist. Die schwierige Stellung eines Arbeitersecretärs dieser Art bekleidet, seitdem die Institution ins Leben getreten ist, der bekannte Arbeiterführer und Statistiker Hermann Greulich. An den Leistungen dieses Mannes üben nun die vorliegenden Pamphlete eine scharfe, aber im ganzen doch sachliche Kritik, die den Nachweis zu erbringen sucht, daß das Arbeitersecretariat von dem Zielen, was es verprochen, nur wenig gehalten habe, daß es vor allem seiner wichtigsten Aufgabe, eine zuverlässige Lohnstatistik der Schweizer Industrie zu liefern, nicht nachgekommen sei. Es ist nun für den Fernstehenden gewiss schwierig, über die Berechtigung dieser Vorwürfe ein sicheres Urtheil zu fällen; allerdings läßt sich die Thatfache nicht verkennen, daß die schweizerische Socialstatistik in den letzten Jahren von anderer Seite — so besonders durch die Publicationen der Fabrikinspectoren Dr. Schuler und Dr. Wegmann — weit kräftiger gefördert wurde, als von dem jungen Arbeitersecretariate. Damit ist aber noch nichts ausgesagt über den absoluten Wert dieses Institutes überhaupt; dessen Verdienste liegen eben, wie übrigens auch Dr. Müller anerkennt, mehr im Gebiete der praktischen Arbeiterfürsorge, insofern dieselbe durch Prüfung einzelner Beschwerden, Ertheilung von Rathschlägen und Auskünften der Arbeiter, im concreten Falle, von Berichten und Gutachten an die Behörden ausgeübt werden kann. Die principielle Frage, ob ein auf der freien Arbeiterorganisation beruhendes Arbeitsamt heute schon für die Lohnstatistik mehr zu leisten imstande ist, als die staatlichen statistischen Bureau, dieselbe Frage, die ein über den localen Streit hinausgehendes Interesse erweckt, hat der Verfasser gar nicht aufgeworfen: seine Polemik ist eigentlich eine rein persönliche. Trotzdem ist die Festigkeit, mit welcher der Angegriffene sich zur Wehr setzt, umso weniger erklärlich, als ja bereits vor längerer Zeit der Mangel an befriedigenden statistischen Leistungen des schweizerischen Arbeitersecretärs sogar von einer demselben parteigemäß nahestehenden Seite in dem 1. Bande des 9. Jahrganges der „Neuen Zeit“, S. 401 ff. nachdrücklich hervorgehoben worden ist. Dr. J. H.

B. Preuß: „Welche Einrichtungen der Besitzer sind geeignet, ländliche Arbeiter vom Zug nach der Stadt zurückzuhalten?“ Gedruckt Preischrift. Berlin, 1894 Paul Parey.

Der ländliche Arbeiter, vor allem im deutschen Osten, strebt in die Stadt, weil er dort eine menschenwürdige Unabhängigkeit erlangen kann. So entsteht in der Industrie ein Uebermaß von Arbeitsangebot, in der Landwirtschaft Mangel an solchem. Das patriarchalische Verhältnis zwischen Gutsherrn und Arbeitern ist zerfallen. Der in Geld bezahlte Arbeiter braucht niedere Kornpreise, der Grundbesitzer hohe. Die Interessensharmonie besteht nicht mehr. Um eine neue Verbindung zu schaffen, bedarf man zeitgemäßer Institutionen. Eine solche ist einmal die Arbeitspacht, die dem Arbeiter ein Interesse am Unternehmen einflößen soll. Dadurch wird insofern nicht die abzun-